

Familienstrukturen und Geschlechterrollen in der Migration: eine qualitative Analyse von Müttern und Töchtern türkischer Herkunft

Edthofer, Julia; Obermann, Judith

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Edthofer, J., & Obermann, J. (2007). Familienstrukturen und Geschlechterrollen in der Migration: eine qualitative Analyse von Müttern und Töchtern türkischer Herkunft. *SWS-Rundschau*, 47(4), 453-476. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-165106>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Familienstrukturen und Geschlechterrollen in der Migration

Eine qualitative Analyse von Müttern und Töchtern türkischer Herkunft

Julia Edthofer/Judith Obermann (Wien)

Julia Edthofer/Judith Obermann: *Familienstrukturen und Geschlechterrollen in der Migration – eine qualitative Analyse von Müttern und Töchtern türkischer Herkunft* (S. 453–476)

Wie erleben Frauen türkischer Herkunft ihre Rollen in Familie und Gesellschaft? Wie autonom sind sie in ihren Entscheidungen? Welche Zukunftserwartungen und -pläne haben sie? Welche Generationsunterschiede zeigen sich? Der Artikel beantwortet diese Fragen auf Basis einer Analyse qualitativer Leitfadeninterviews mit elf Mütter-Töchter-Paaren türkischer Herkunft in Wien. Hauptthema ist die Ausbildung der Töchter, die vor allem kompensatorische Funktionen hat. Weiters werden die Verantwortungsübernahme für sich und für die Familie sowie die Bedeutung einer autonomen Lebensführung thematisiert. Trotz einer Übertragung (Transmission) grundsätzlicher Einstellungen und Werte überwiegt bei den Töchtern die Tendenz zu Autonomie und Abgrenzung gegenüber der Familie, bei den Müttern die Übernahme von Verantwortung.

Schlagworte: Migration, Türkinnen in Österreich, Geschlechterrollen, Familienstrukturen, Generationenverhältnis

Julia Edthofer/Judith Obermann: *Family Structures and Gender Roles in Migration – a Qualitative Analysis of Mothers and Daughters of Turkish Origin* (pp. 453–476)

Women with Turkish origins – how do they perceive their roles in family and in society? Do they decide autonomously? Which plans and expectations concerning the future do mothers and daughters have? Are there intergenerational differences? This article tries to answer these questions. After an analysis of interviews conducted with 11 pairs of mothers and daughters, following topics turned out to be the most important: the priority for the mothers is to provide an excellent education for their daughters. Furthermore, the analysis emphasizes the necessity of taking responsibility for one's own life and for the family, and, finally the importance of autonomy regarding life decisions. Despite general transmissions of attitudes and values one can observe a shift from mothers, for whom responsibility for the family is the most important personal duty, to daughters, who tend to put more emphasis on an autonomous life.

Keywords: migration, female Turks in Austria, gender roles, family structures, generational relations

1. Einleitung

Seit den 1980er-Jahren setzen sich zahlreiche quantitative und qualitative Studien im Bereich der Migrationssoziologie mit gender- (also geschlechts-)spezifischen Fragestellungen auseinander. Die Situation von Frauen blieb bis zu diesem Zeitpunkt völlig ausgeblendet – erst durch die europäische Rezeption angloamerikanischer Konzepte von *race*, *class* und *gender* rücken Frauen als Akteurinnen im Migrationsprozess in den Blickpunkt der Forschung. Sie werden nun nicht mehr ausschließlich im Rahmen der Familienzusammenführung und als passive Opfer eines patriarchalen Gesellschafts-systems wahrgenommen. Vielmehr wird erkannt, dass Frauen ebenso wie Männer zum Zweck der Erwerbsarbeit eigenständig migrieren (z. B. Morokvasic 1987).

Die meisten migrationssoziologischen Forschungsarbeiten teilen das Interesse, verschiedene Lebensbereiche im Hinblick auf die »Integration« der MigrantInnen in die Aufnahmegesellschaft zu untersuchen. Im deutschsprachigen Raum wird die Forschung maßgeblich durch Essers Integrationskonzept (1980) beeinflusst, das von einer stufenweise erfolgenden Eingliederung von MigrantInnen ausgeht. Seit Beginn der 1990er-Jahre wird jedoch die Linearität und die Einseitigkeit des Konzepts kritisiert. Darüber hinaus steht zur Diskussion, dass eine reine Orientierung an Integrationsfragen die zu erbringende Integrationsleistung ausschließlich bei MigrantInnen verortet (u. a. Berry 1992, Boos-Nünning 1994a, Franger/ Yalcin-Heckmann 1998, Polat 1998). Der sich aus dieser Kritik entwickelnde multikulturelle Ansatz geht davon aus, dass Integration nicht die Anpassung einer Minorität an eine Majorität meinen darf, sondern auf einem wechselseitigen Prozess beruhen muss (Kessler 1995, Robertson 2000). Diese Auffassung dient den Autorinnen als Basis für die vorgestellte Studie.

Die oben beschriebene einseitige Konzeption von Integration (Esser 1980) hat Auswirkungen auf migrationssoziologische Forschungsinteressen, die sich im deutschsprachigen Raum hauptsächlich auf die Untersuchung von Integrationsverläufen, -hinder-nissen und -opportunitäten konzentrieren. Es kann konstatiert werden, dass sich die Zweitgenerationsforschung mit spezifischen Problemen auseinander setzt, die durch die Migrationssituation vor allem für ArbeitsmigrantInnen und deren Nachkommen entstehen. Die Situation der zweiten Generation wurde dabei lange Zeit von vornherein als problematisch eingeschätzt, was sich in Schlagworten wie der »zweiten Generation zwischen den Stühlen« (siehe z. B. Stanger 1994) widerspiegelt. Ab Mitte der 1990er-Jahre erfolgt ein Perspektivenwechsel von der reinen Problemzentriertheit migrations-soziologischer Studien hin zu Ansätzen, die auf neu entstehende kulturelle Praktiken und Identitätskonstruktionen in einem transnationalen Raum fokussieren – das so genannte »transnationale Paradigma« etabliert sich damit im deutschsprachigen Raum (Schwann 2002, Badawia 2003, Jackson et al. 2004, Scheibelhofer 2005).

Die Ergebnisse der in diesem Artikel vorgestellten Studie »Mütter und Töchter – Türkische Immigrantinnen zwischen Ambivalenz und Autonomie« tragen dazu bei, die Themen Migration, Gender und Lebenslauf zu erforschen. Gegenstand der Untersuchung waren der Verlauf und die Auswirkung der Migration sowie die Lebens-situation von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund aus zwei Generationen in

Wien. Die Studie wurde in den Jahren 2005 und 2006 am Zentrum für Soziale Innovation durchgeführt und vom Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank finanziert.¹

In der Studie wurden die Migrantinnen türkischer Herkunft nicht als Untersuchungsobjekte, sondern als agierende *Subjekte* betrachtet. Der Artikel zeigt zunächst, wie Frauen türkischer Herkunft der ersten und zweiten Generation ihren Alltag strukturieren und wie autonom sie in ihren Entscheidungen sind. Weiters werden Generationsunterschiede hinsichtlich Schulbildung und Beruf, Partnerwahl und Freizeitgestaltung thematisiert sowie die Zukunftserwartungen und -pläne der befragten Frauen dargestellt. Besonderes Augenmerk liegt also auf der Weitergabe bzw. Übernahme von Normen und Werten sowie auf Veränderungsprozessen zwischen den Generationen. Restriktive rechtliche und sozioökonomische Integrationsbedingungen (z. B. rechtliche Bestimmungen, räumliche Segregation etc.) im Einwanderungsland Österreich sind in der Analyse mit berücksichtigt.

Im vorliegenden Artikel erfolgt nach Vorstellung der methodischen Vorgehensweise (Kap. 2) der Vergleich von soziodemographischen Merkmalen und Lebensverläufen von Müttern und Töchtern – dabei werden zusätzlich Einschränkungsempfindungen und als autonom empfundene Entscheidungen thematisiert. Anschließend werden die Ergebnisse der qualitativen Analyse konzentriert auf familiäre Rollenwahrnehmungen sowie Zukunftspläne und Erwartungen der Befragten vorgestellt (Kap. 3). Das Schlusskapitel (Kap. 4) stellt zusammenfassend die wesentlichen Untersuchungsergebnisse dar, wobei vor allem auf die unterschiedlichen Definitionen von Autonomie sowie auf die Übernahme von Normen und Werten bezüglich Aufstiegsorientierung und Geschlechterrollen durch die Töchter eingegangen wird. Die Ergebnisse der Studie werden im Hinblick auf die rezipierte Literatur diskutiert.

2. Methodisches Vorgehen

2.1 Konstruktion der Interviewleitfäden

Grundlage für die Konstruktion der Interviewleitfäden bildete zum einen eine ausführliche Literaturrecherche und zum anderen die Inhaltsanalyse von ExpertInneninterviews mit BeraterInnen in MigrantInnenvereinen. Diese dienten dazu, zusätzliche Informationen über Lebensbedingungen und spezifische Problemlagen von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund in Wien zu sammeln. Die daraus resultierenden Ergebnisse wurden anhand der leitenden Forschungsfragen geordnet und ergänzten die auf Basis des aktuellen Forschungsstandes konstruierten Leitfäden.

Ziel war es, die Befragten möglichst frei ihre subjektiv erlebte Lebensgeschichte erzählen zu lassen, weshalb die Leitfäden für Mütter und Töchter Erzählaufforderungen enthielten. Diese bezogen sich auf den bisherigen Lebensverlauf, die Migrationsbio-

1 Edthofer/Obermann (2006) *Mütter und Töchter – Türkische Immigrantinnen zwischen Ambivalenz und Autonomie*. Forschungsbericht zum Projekt Nr. 9.773 des Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank (Laufzeit: Oktober 2005 bis Oktober 2006, Projektleitung: Josef Hochgerner). Wien.

graphie, den beruflichen und privaten Alltag, das Familienleben, die Sicht auf die Mutter bzw. die Tochter und auf die eigene Zukunft. Zusätzlich wurden Hilfsfragen konstruiert, die als Erzählimpulse dienten.

2.2 Zugang zu Interviewpartnerinnen mittels Schneeballverfahren

In qualitativen Studien über MigrantInnen wird häufig auf die Zugangsproblematik hingewiesen (z. B. Matthäi 2004), mit welcher die Autorinnen ebenfalls konfrontiert waren. Da eine muttersprachliche Kontaktaufnahme die Teilnahmebereitschaft von MigrantInnen wesentlich erhöht (z. B. Blohm/Diehl 2001), wurden kurdisch- und türkischsprachige Interviewerinnen um Unterstützung bei der Rekrutierung von Gesprächspartnerinnen gebeten. Gründe für die Zugangsprobleme vermuteten die Interviewerinnen in der Unsicherheit gegenüber der österreichischen Mehrheitsgesellschaft, in der geringen Schulbildung der Mütter und der damit verbundenen Distanz zu wissenschaftlichen Einrichtungen sowie in Bedenken bezüglich einer Gewährleistung der Anonymität.

Bei der Analyse und Interpretation der Ergebnisse ist zu berücksichtigen, dass unter den Interviewpartnerinnen besser gebildete Töchter dominierten. Dies hatte zur Folge, dass Ausbildungswünsche und -entscheidungen ein zentrales Thema der Interviewanalysen darstellten.

Das Ziel, ein breiteres Bildungsspektrum von Müttern und Töchtern abzubilden, wurde nicht erreicht – die Berücksichtigung eines umfassenderen Bildungsspektrums hätte differenziertere Ergebnisse liefern können.

2.3 Durchführung der Interviews

Die Interviews wurden im Zeitraum Oktober 2005 bis Jänner 2006 etwa zur Hälfte auf Deutsch und Türkisch bzw. Kurdisch durchgeführt. Die meisten Gespräche fanden in den Wohnungen der Befragten statt. Danach füllten die Interviewerinnen ein Kontaktprotokoll aus, in dem Datum, Ort und Dauer der Interviews, Störungen und anwesende Personen, die Gesprächs- und Wohnungsatmosphäre sowie das Verhalten der Interviewpartnerinnen exakt dokumentiert wurden. Obwohl die Interviewerinnen die befragten Mütter zu ihrem Bekanntenkreis zählten, waren die meisten Mütter im Gegensatz zu den Töchtern während des Gesprächs gehemmt und mussten wiederholt zur detaillierteren Erzählung aufgefordert werden.

2.4 Auswertungsmethodik

Die Interviews wurden wörtlich transkribiert und gegebenenfalls übersetzt. Danach wurde das Datenmaterial mittels des *Verfahrens des offenen Kodierens* kodiert. »Offenes Kodieren« bezeichnet den Prozess der qualitativen Datenanalyse, »der sich besonders auf das Benennen und Kategorisieren der Phänomene mittels einer eingehenden Untersuchung der Daten bezieht. Während des offenen Kodierens werden die Daten in einzelne Teile aufgebrochen, gründlich untersucht, auf Ähnlichkeiten und Unterschiede hin verglichen, und es werden Fragen über die Phänomene gestellt, wie sie sich in den Daten widerspiegeln« (Corbin/ Strauss 1996, 44). Im Zuge der Kodierung

wurden die Interviewtranskripte gelesen und relevant erscheinende Textstellen einem Kategorienschema zugeordnet, welches direkt während des Lesens entwickelt wurde. Eine Kategorie bündelt dabei Konzepte, die sich auf ein ähnliches Phänomen beziehen. Dabei wurde induktiv gearbeitet, d. h. es wurde ein neues Kategorienschema aus den vorhandenen Texten entwickelt und nicht auf einem bereits vorab definierten Schema aufgebaut. Unterstützt wurde dieser Prozess durch die Analysesoftware MaxQDA.

Die Kodierung fasste einerseits Merkmale zusammen, andererseits erfolgte durch diesen Vorgang eine Sichtung und systematische Ordnung des Datenmaterials – eine Grundvoraussetzung für das *Verfahren des permanenten Vergleichs*, der wiederum »die entscheidende Grundlage für qualitative Theoriebildung darstellt« (Kelle/ Kluge 1999, 56). Beim permanenten Vergleichen werden alle Informationen in den bearbeiteten Texten immer wieder gegeneinander abgeglichen, um auf diese Weise Eigenschaften der Kategorien und Subkategorien entwickeln zu können.

3. Ergebnisse der qualitativen Analyse

3.1 *Lebensverläufe, Einschränkungen und autonom getroffene Entscheidungen im Vergleich*

Im folgenden Kapitel werden die soziodemographischen Merkmale der befragten Mütter und Töchter dargestellt, um einen Überblick über die Stichprobe zu liefern. Zudem erfolgt ein Vergleich der unterschiedlichen Lebensverläufe, indem Einschränkungen und autonom getroffene Entscheidungen für die beiden Generationen gegenübergestellt werden.

Die elf befragten Mütter waren im Schnitt 41,8 Jahre alt, wobei die Befragten eine Altersspanne zwischen 33 und 61 Jahren aufwiesen. Der Großteil der Frauen war verheiratet, eine zum zweiten Mal, eine war geschieden und eine andere verwitwet. Im Durchschnitt hatten sie drei Kinder. Bis auf eine Mutter waren alle im Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft, im Schnitt seit acht Jahren.

Bedingt durch die Tatsache, dass die Interviewpartnerinnen fast ausschließlich durch die muttersprachlichen Interviewerinnen rekrutiert wurden und eine von ihnen Sunnitin und die andere Alevitin ist, findet sich diese religiöse Differenzierung auch in unserem Sample wieder.²

2 Die Bevölkerung der Türkei setzt sich aus unterschiedlichen Ethnien, Religionen (fast ausschließlich MuslimInnen) und Sprachgruppen zusammen. Der Anteil der beiden größten religiösen Gruppen – SunnitInnen und AlevitInnen – wird nicht näher erfasst. Schätzungen schwanken zwischen 65 und 80 Prozent SunnitInnen und 20 bis 35 Prozent AlevitInnen. Die österreichische Volkszählung nimmt diese Differenzierung ebenfalls nicht vor. Es ist anzunehmen, dass in Österreich AlevitInnen einen größeren Anteil an der türkischstämmigen Bevölkerung ausmachen, weil nach dem Militärputsch in den 1980er-Jahren eine relativ größere Zahl von AlevitInnen nach Österreich geflohen ist. Die SunnitInnen stellen die größte islamische Glaubensrichtung dar. Die Hauptunterschiede zwischen SunnitInnen und AlevitInnen bestehen darin, dass AlevitInnen die Scharia – eine Form des islamischen Rechtssystems – ablehnen, ihr Glauben stark mit Mystik und Philosophie verknüpft ist und ihre religiösen Vorschriften von jenen orthodoxer MuslimInnen differieren (Vorhoff 1995, Shindeldecker 2001).

Die befragten Töchter wiesen ein Durchschnittsalter von 19,5 Jahren auf, wobei die jüngste 16 und die älteste 26 Jahre alt war. Mehr als die Hälfte der interviewten Töchter wurde in Österreich geboren, einige immigrierten im Kleinkindalter nach Österreich. Lediglich eine junge Frau folgte im Alter von 19 Jahren ihrer in Österreich lebenden Mutter nach. Bis auf diese Ausnahme sind alle im Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft, welche ihnen im Durchschnitt vor 7,5 Jahren verliehen wurde.

3.1.1 Familiäre Sozialisation und Migrationserfahrungen der Mütter

Alle befragten Mütter wurden in der Türkei geboren und verbrachten dort zumindest ihre ersten zehn Lebensjahre, der überwiegende Teil in ländlichen Gebieten. Die Beziehung zu den eigenen Eltern wird zum Großteil als positiv beschrieben. Die Väter sind den Frauen als liebevoll und nahe stehend in Erinnerung, die Mütter als sehr beschäftigt:

»Wir hatten eine sehr gute Familienbeziehung. Ich meine, meine Mutter und mein Vater haben sich immer sehr liebevoll um uns gekümmert« (Dilaras Mutter, 44).

Lediglich zwei Mütter schildern lieblose und strenge Eltern, von denen sie sich durch Migration und die Schaffung einer größeren Distanz zu ihren Herkunftsfamilien lösen konnten – die Migration stellt in diesen Fällen sozusagen einen emanzipatorischen Schritt dar.

Ein Teil der Frauen ist im Kindheits- oder Jugendalter eingewandert und befindet sich im Durchschnitt seit 20 Jahren in Österreich. Mehrheitlich immigrierten die Frauen jedoch gemeinsam mit ihren Ehemännern oder folgten ihnen nach. Meist gaben finanzielle Gründe den Ausschlag für die Migrationsentscheidung. Die Mütter erwähnen zudem, die Entscheidung zur Migration nach Österreich selbstbestimmt getroffen haben.

Das Zurechtkommen im Aufnahmeland (Spracherwerb, Orientierung, Sich-Einleben) wird als Erfolg wahrgenommen, der auf Eigeninitiative beruhte:

»Da ich die erste Zeit immer mit meinem Mann unterwegs war, kannte ich die U-Bahn, die Straßenbahn usw. nicht, und dann sagte ich mir, ich werde das lernen, hab dann die Kinder genommen und wollte allein auf die XXXstraße (Anonymisierung durch die Autorinnen). Ich hab dann auf den Plan geschaut, wie ich dorthin komme und bin hingefahren So langsam habe ich dann gelernt, wie ich wohin komme« (Abides Mutter, 37).

Trotzdem berichten alle interviewten Mütter von massiven emotionalen Eingewöhnungsschwierigkeiten, äußerst schlechten Wohnverhältnissen, Dequalifizierung, schwierigen Arbeitsbedingungen und sprachlichen Problemen. Während sich die Wohnsituation im Zeitverlauf gebessert hat, leiden die Frauen nach wie vor unter einer starken Mehrfachbelastung durch Beruf und Familie, unter wenigen interethnischen Kontakten sowie ihren mangelnden Sprachkenntnissen.

3.1.2 Einschränkungsempfindungen bezüglich Ausbildung im Vergleich

Der Großteil der Mütter definiert vorzeitig abgebrochene Ausbildungen als größte Einschränkungserfahrung. Die meisten von ihnen besuchten lediglich die Pflichtschule, ein kleiner Teil absolvierte eine maximal zwei Jahre dauernde Berufsausbildung oder weiterführende Schule. Die Frauen erlebten eine mehrfache Benachteiligung in Bezug auf ihre Ausbildungspläne – aufgrund der ökonomischen Situation ihrer Familie, ihres Geschlechts und/ oder ihrer Position innerhalb der Familie. Zudem spielten bei den familiären Ausbildungsentscheidungen Traditionen eine Rolle, beispielsweise die Entscheidungsgewalt älterer Familienmitglieder oder die Bedeutung der Ehrerhaltung einer Familie durch die weiblichen Mitglieder:

»Im Dorf haben sie einige Mädchen nicht lange in die Schule geschickt, vielleicht auch, weil es einige schlechte Vorbilder gab, zum Beispiel gab es ein paar Mädchen, die in die Schule gegangen sind, sich aber mit Burschen getroffen haben während der Unterrichtszeit und sie (die Eltern, Anm. der Autorinnen) meinten halt, so was passiert, wenn die Mädchen in die Schule gehen« (Abides Mutter, 37).

Die Mütter meinten, dass sie in ihrer Kindheit spezielle Berufswünsche gehegt hatten, diese jedoch in ihrer Jugend nicht verwirklichen konnten.

Die Ausbildungswege der Töchter unterscheiden sich stark von jenen der Mütter – und sie strukturieren wesentlich ihren Alltag und ihre nähere Zukunft. Alle haben die Reifeprüfung abgelegt oder streben diese an. Manche absolvieren ein Studium und eine ist bereits als Lehrerin berufstätig. Dabei ist auffällig, dass in den befragten Familien der soziale Aufstieg innerhalb von nur zwei Generationen erfolgt.

Die Töchter definieren getroffene Ausbildungsentscheidungen durchwegs als autonome, selbstständige Entscheidungen. Trotzdem lassen sich verschiedene Faktoren erkennen, welche die Bildungswege beeinflussen können: Zum einen stellen einige Interviewpartnerinnen *die weiterführende Schule als unerreichbare Utopie* dar. Diese Mädchen erzählen von Übergangsproblemen aus Angst vor einer Überforderung, wobei sich diese Furcht beim tatsächlichen Schulbesuch als nichtig erweisen sollte:

»Und dann gab's wieder die große Krise, ob ich in die Hauptschule gehen soll oder ins Gymnasium. Und ja, damals war also das Gymnasium für unseren Kreis halt so was hohes, und es ist ja so schwierig und es schafft keiner und hin und her. Und dann hat mich meine Mutter doch dort angemeldet und ich bin halt hingegangen und bin an derselben Schule acht Jahre geblieben und hab sehr viele Kontakte geknüpft und hab noch immer Kontakte mit den Leuten« (Kayra, 18).

Die in diesem Zitat artikulierte »Schulehrfurcht« ist gepaart mit einem Hang zur Selbstunterschätzung. Im sozialen Umfeld einiger Interviewpartnerinnen hat höhere Schulbildung offensichtlich den Nimbus des Unerreichbaren. Dieses Bild der weiterführenden Ausbildung als unerreichbare Utopie prägt die Einstellungen der Mädchen und kann ihre Ausbildungsentscheidungen negativ beeinflussen, wenn die eigenen Kompetenzen unterschätzt werden.

Mangelnde Unterstützungsmöglichkeiten der Eltern können ebenfalls Auswirkungen auf die Ausbildungsentscheidungen haben. Durch Mehrfachbelastung, sprachliche Schwierigkeiten und eine Distanz zum Schulsystem haben einige der interviewten Mütter keine Möglichkeit, in schulischen Krisensituationen adäquat zu intervenieren. Zusätzlich fühlen sich die interviewten Mädchen durch hohe Erwartungen der Eltern teilweise mehr unter Druck gesetzt als unterstützt:

»Das Gemeinsame, was wir (interviewte Tochter und die Eltern, Anm. der Autorinnen) haben, ist einfach, dass wir nicht wissen, was wir wollen (lacht). Ja, ich mein', doch sie hauen mir immer irgendwelche Vorbilder her. Schau, das kannst du machen oder das. Nur oder ich würd' sagen, das größte Problem ist, sie wissen nicht wirklich, wie ein Studium aussieht, wie viel dahinter steckt, wie viel man sich da auf allen Vieren sozusagen breit machen muss, um irgendwie was zu schaffen. Und sie glauben, das ist das Schulsystem. Man lernt einfach zwei Stunden am Tag und es hat sich's. Und sie glauben halt einfach, dass es halt so leicht ist« (Kayra, 18).

Eine weitere Einschränkungsempfindung der Töchter kann aufgrund von *Diskriminierungen durch das Lehrpersonal* entstehen, wobei die Interventionsmöglichkeiten der Eltern beschränkt sind:

»Jede Stunde kam sie (die Lehrerin, Anm. der Autorinnen) rein und sie hat Wiederholungsstunde gemacht ... und sie hat halt jede Stunde mich drangenommen, sie hat mich jede Stunde fertig gemacht. Sie hat genau gewusst, dass ich nichts weiß, und ich hab, nach jeder Stunde oder so hab ich geweint, weil ich hab gewusst, sie will mich fertig machen und sie schafft es auch. Ich hab mir auch, also nach einer Zeit hab ich mir eh gedacht, wieso soll ich in ihre Stunde gehen? Und da bin ich einfach einmal nicht gegangen und so und da hat sie mich auf dem Gang gesehen und hat gesagt, was ist denn los, warum kommst du nicht und so. Und ich hab gesagt, ja ich war krank oder so, weil ich kann ihr ja nicht sagen, ja Sie mögen mich nicht, ich komm nicht in Ihre Stunde und so ...« (Dilara, 21).

In diesem Zitat zeigt sich, dass durch Entmutigungen und Diskriminierung die Dynamik einer »Self-Fulfilling-Prophecy« ausgelöst werden kann. Eine bereits beschriebene Distanz der Eltern zur Institution Schule, ihre Bildungsferne sowie unzureichende Deutschkenntnisse führen dazu, dass Eltern nicht bzw. nicht rechtzeitig intervenieren können.

3.1.3 Allgemeine Einschränkungsempfindungen im Vergleich

Einschränkungserfahrungen der Mütter betreffen neben abgebrochenen Ausbildungen vor allem arrangierte Ehen bzw. Zwangsverheiratungen. Alle befragten Frauen haben jung geheiratet, meist im Alter von 18 Jahren, die jüngste war bei ihrer Hochzeit 14 Jahre alt. Die Hälfte der Frauen gibt an, ihre Ehemänner selbst ausgesucht und aus Liebe geheiratet zu haben. Ein Teil hat sich diesbezüglich dem Willen der Eltern widersetzt. Die anderen Frauen sprechen von arrangierten Ehen und explizit einmal von einer Zwangsverheiratung:

*»Diese Heirat habe ich nicht freiwillig gemacht, ich wurde dazu gezwungen«
(Deryas Mutter, 35).*

Für ihre Töchter wünschen sich die befragten Frauen liebevolle Ehemänner und ein zufriedenes Familienleben. Die Familiengründung ist sowohl von Eltern als auch von Töchtern nach Abschluss der Ausbildung geplant.

Die befragten Töchter betonen bei der Partnerwahl durchwegs die Wichtigkeit autonomer Entscheidungen. Sie nehmen von den Eltern gerne unterstützende Beratung in Anspruch, ein Ehe-Arrangement lehnen sie jedoch zum Großteil ab. Andererseits wird eine arrangierte Ehe von einigen auch als Sicherheitsfaktor und nicht als fremdbestimmte Wahl des Ehepartners betrachtet. Das Einbinden des jeweiligen Familienverbandes verhindert, dass die eingegangene Beziehung jederzeit wieder aufgelöst werden kann. Die Absicherung durch Einbezug der Familie stellt für einige der interviewten Töchter eine wichtige Komponente dar:

»Und, hast schon einmal einen Freund gehabt?«

»Nein, nein. Es, es ist nicht so, dass ich kein Interesse hätte ... ich denk' mir von der Religion her ist es so, wenn mich jemand heiraten will, ja, dann soll er mit seiner Familie herkommen und meine Hand, um meine Hand anhalten, und es ist einfach so bei uns und wenn er's wirklich ernst meint, dann würde er schon ein paar Mal kommen und um meine Hand anhalten, halt, wenn er's ernst meint und so halt ja« (Dilara, 21).

Generell artikulieren wenige Mädchen Einschränkungsempfindungen, die mit familiären Verboten in Zusammenhang stehen. Wenn solche Empfindungen ausgesprochen werden, handelt es sich in erster Linie um Verbote der Eltern in den Bereichen »Ausgehen« und »Beziehungen«, wobei vor allem die Mutter als die Person beschrieben wird, von der das Verbot ausgeht:

»Autoritätsperson ist eher meine Mutter, wenn mein Vater sagt nein, dann kommt mir das Lachen (lacht), nicht weil ich ihn nicht respektiere oder so, aber weil es so komisch und ungewohnt ist« (Kayra, 18).

Der Einfluss der ethnischen Community auf eine rigidiere Normenkontrolle der Eltern wird in der Literatur häufig diskutiert (Viehböck/ Bratić 1994, Riesner 1995).

Die interviewten Mädchen bestätigen diese Einschätzung. Sie stehen unter dem Druck, im öffentlichen Raum der sozialen Kontrolle ausgesetzt zu sein. Eine Verletzung der in der Community geltenden Normen kann negative Konsequenzen für die Familie nach sich ziehen, deren Ehre über das normenkonforme Verhalten der Töchter definiert wird:

»Und was glaubst du, wäre eine Enttäuschung?«

»Also was weiß ich, dass obwohl ich's nicht gemacht habe, dass zum Beispiel jemand meine Mutter anruft und sagt, deine Tochter ist bei dieser Disko gesehen worden und so, und meine Mutter würde sich dann denken, geht meine Tochter dorthin und so, da würd' sie so, also einen Zweifel an mich bekommen und das wär' nicht gut ...« (Dilara, 21).

»Bei mir ist das so egal, wann ich rausgeh', ich seh' immer irgendjemanden. Ich weiß nicht, ob das Pech ist oder Schicksal. Ich seh' immer irgendjemanden Es wär' wirklich was anderes, wenn meine Mutter, ich und mein Vater alleine wären in dem Sinn und wenn diese Stadt viel viel größer wär'. Wien ist sehr klein und man sieht überall, jeden könnte man sehen und deshalb ist es auch so, dass sie bei Sachen nein sagen, obwohl sie wissen, dass da nichts passieren kann« (Kayra, 18).

Je nach Vergleichsgruppe unterscheiden sich die Einschränkungsempfindungen, die die Mädchen im Gespräch nennen. Verglichen mit gleichaltrigen Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund sehen sie sich selten eingeschränkt. Autochthone Jugendliche, also weibliche und männliche Jugendliche ohne Migrationshintergrund, betrachten die Interviewpartnerinnen als prinzipiell freier. Sie nehmen für sich insofern keine erheblichen Einschränkungen wahr, als es sich dabei um Freiheiten handeln würde, die sie ohnehin nicht in Anspruch nehmen wollen. Dies gilt einerseits für das *Ausgehen*, andererseits für *Beziehungen* und darüber hinaus auch für *vorzeitiges Ausziehen aus dem Elternhaus*. Wölfl (2000) nennt die »Strategie des Gehorsams« als eine Form, mit Einschränkungen umzugehen. Das bedeutet, dass ein selbst auferlegtes »Denkverbot« in Bezug auf die eigenen Wünsche dafür sorgt, dass keine Einschränkungsempfindungen auftreten.

Die ambivalenten Aussagen der Mädchen geben einen Hinweis darauf, dass sie diese Strategie anwenden. Einerseits werden Einschränkungen formuliert, andererseits die dabei genannten Aktivitäten *Ausgehen* und *Beziehungen führen* negativ konnotiert und mit zwei verschiedenen Gefahren verbunden: In einigen Fällen wird die Außenwelt für Frauen als prinzipiell gefährlich konstruiert – wer ausgeht, läuft damit Gefahr, Opfer von Gewalthandlungen zu werden:

»Na ja, weil sie (die Mutter, Anm. der Autorinnen) Angst hat, weil sie denkt, meine Brüder können sich wehren, aber wenn jemand auf mich zukommt, sie weiß genau, ich würd' gleich anfangen zu heulen, ich kann mich gar nicht wehren und deswegen hat sie auch Angst. Es passieren ja auch urschreckliche Dinge, was weiß ich, Raubüberfälle, Vergewaltigungen und so, deswegen hab ich auch, na ja, sie weiß genau, ich bin ein Angsthasen und deswegen lässt sie mich auch nicht« (Dilara, 21).

Andererseits werden ein erfolgreiches Leben und das verfrühte Führen von Beziehungen sowie häufiges Ausgehen – sowohl von Müttern als auch von Töchtern – als inkompatibel beschrieben.

In die oben beschriebenen Transmissionen (Übertragungen) von Elternmeinungen kann auch die Unantastbarkeit des Jungfräulichkeitsgebots für Mädchen eingereiht werden:

»... Weißt, ich bin mir zu schade, das ist es, wenn ich heirate, dann soll es wirklich Liebe sein und dann will ich auch mit ihm schlafen, wenn nicht, dann nicht« (Pekay, 17).

»Ich will nicht einfach so mit jemandem schlafen, ich bin nicht so ein Typ Mensch, ich will zuerst den Richtigen finden, heiraten und dann mit ihm schlafen, weil's ja etwas Besonderes sein soll und nicht einfach so« (Manolya, 17).

Die meisten Töchter sprechen davon, vor der Ehe keine sexuelle Beziehung führen zu wollen, und verknüpfen diese Entscheidung mit ihrem Selbstwert.

3.2 Rollenbilder, Wünsche und Erwartungen

3.2.1 Familiäre Rollenwahrnehmungen

In diesem Abschnitt werden die Eigenwahrnehmungen und Rollenbilder der interviewten Mütter und Töchter gegenübergestellt. Zudem erfolgt die Beschreibung der Rollen von Vätern und Brüdern aus Sicht der Befragten.

Rolle der Mütter

Die befragten Mütter haben im Schnitt sechs Geschwister, wobei sie selbst häufig die ältesten in der Geschwisterfolge sind. Daher hatten und haben sie nach wie vor viel Verantwortung zu tragen:

»Ich komme aus einer durchschnittlichen Familie. Ich bin das erste Kind der Familie. Alle anderen sind jünger als ich. Ich bin die große Schwester. Einerseits die Verantwortung einer älteren Schwester, und auch die Erwartungen meines Vaters mir gegenüber waren groß. Weil ich die älteste unter den Geschwistern war« (Fulyas Mutter, 43).

Nach Lutz (1999) wird die Migration von Frauen häufig als Befreiung von familiären Banden und Verpflichtungen gegenüber der Herkunftsfamilie wahrgenommen. Dies lässt sich bei den in dieser Studie befragten Frauen lediglich in Ausnahmefällen beobachten. Meist übernehmen diejenigen, deren Familie ebenfalls in Österreich lebt, nach wie vor familiäre Pflichten und tragen Verantwortung für Neuankömmlinge aus der Community.

Die Mütter sehen sich also als für das Familienleben verantwortlich und sprechen häufig davon, dass dies eine große Belastung für sie darstellt. Sie übernehmen einerseits die Verantwortung für die Versorgung der Kinder und sind zudem andererseits meist berufstätig:

»Der Haushalt ist zur Gänze meine Arbeit, beim Einkauf kann ich sagen hilft mir mein Mann Der Großteil liegt auf meinem Rücken und da ich noch dazu halbtags arbeite, ist der ganze Haushalt und alles Drumherum mir überlassen« (Pekays Mutter, 44).

Trotz der permanenten Überforderung durch Berufstätigkeit und Reproduktionsarbeit bezeichnen sich die Mütter durchwegs als auch außerhalb der Kernfamilie engagiert, hilfsbereit und unterstützend. Zu ihrer Rolle innerhalb der eigenen Familie kommt die Verantwortung für die Herkunftsfamilie und Neuankömmlinge in Österreich hinzu. Zusätzlich übernehmen die Mütter innerhalb der Familien die Rolle eines »Knotenpunkts« – sie werden von den Töchtern als diejenigen betrachtet, die die meisten Entscheidungen treffen, weil alle Aushandlungsprozesse über sie laufen.

Diese Entscheidungsgewalt ist einerseits eine Quelle für das Selbstbewusstsein der Frauen, andererseits stellt sie durch diese Verantwortung eine große Belastung dar. Prinzipiell nehmen die Mütter durchwegs eine wichtigere Rolle im Familiengefüge ein als die Väter. Dieses Ergebnis bestätigt die These Boos-Nünnings (1986), dass sich bei

Familien mit türkischem Migrationshintergrund die Rolle der Mutter in der Migrationssituation insofern ändert, als die Frau ins Erwerbsleben einsteigt und zusätzlich viele organisatorische Aufgaben übernimmt. Diese Entwicklung führt dazu, dass die Frauen an Selbstbewusstsein und autonomer Entscheidungsgewalt gewinnen (Boos-Nünning 1986, 78–80). In einer neueren Studie kommen Boos-Nünning/Karakasoglu (2005) hingegen zu dem Ergebnis, dass Väter in der Migrationssituation stärker in Erziehungsaufgaben eingebunden werden, weil die Frauen erwerbstätig sind und die Unterstützung durch die Großfamilie (z. B. Kinderbetreuung durch Großeltern, finanzielle Unterstützung etc.) wegfällt. Unsere Untersuchung kann diese Einschätzung nicht bestätigen – die Mütter übernehmen zusätzlich zur Erwerbsarbeit ebenfalls den Großteil der Reproduktionsarbeit.

Die Mütter bezeichnen ihre Töchter durchwegs als gute Freundinnen. Darüber hinaus sehen sie sich als die Unterstützerinnen ihrer Kinder. Diejenigen, denen es wegen ihrer Berufstätigkeit nicht möglich war und ist, ausreichend Zeit für ihre Kinder aufzubringen, sprechen häufig von einem schlechten Gewissen:

»Ich habe hier noch keinen einzigen Tag erlebt, an dem ich nicht gearbeitet habe, ich habe es immer sehr schwer gehabt Am meisten hat mich eines traurig gemacht, ich habe nie eines meiner Kinder in der Früh in die Schule schicken können Ich meine, wenn es mir finanziell ein wenig besser gegangen wäre, und ich meinen Kindern das ermöglichen hätte können, dann hätte ich mich besser gefühlt« (Kayras Mutter, 42).

Die befragten Töchter bedauern ebenfalls häufig, dass ihre Mütter für sie zu wenig Zeit gehabt haben. Das Gefühl, zu kurz gekommen zu sein, bewirkt, dass die Töchter ihre Mütter wegen ihres Überengagements kritisieren:

»...Sie (die Mutter, Anm. der Autorinnen) ist eine sehr hilfsbereite Person, manchmal zu hilfsbereit (lacht) na ja, was mich dann manchmal stört, weil – ok das gefällt mir zum Beispiel an ihr nicht, dass sie manchmal für andere Menschen, sei es jetzt für ihre Geschwister oder für ihre Verwandten, manchmal sich so opfern muss. Zum Beispiel eine ganz banale Sache vielleicht, dass ihr Schlaf zu kurz kommt, nur damit sie ja denen irgendwas recht machen kann ...« (Bahar, 23).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die befragten Mütter zur Verantwortungsübernahme erzogen wurden und dieses Verhalten im Erwachsenenalter in den verschiedenen Kontexten reproduzieren. Selbst wenn sie unter der Mehrfachbelastung leiden, übernehmen sie die Verantwortung für andere.

Rolle der Väter und Brüder

Da Väter und Brüder in der durchgeführten Studie nicht befragt wurden, kann an dieser Stelle lediglich die Sicht von Müttern und Töchtern analysiert werden. Die Literatur behandelt die Rolle der Väter weniger als jene der Mütter. Nauck (1985) und Boos-Nünning (1986) beschäftigen sich mit Veränderungen innerhalb der Familienstruktur und diskutieren vor allem die Veränderung innerfamiliärer Entscheidungsstrukturen und deren Konsequenzen. Beide AutorInnen sind der Meinung, dass Väter,

die im Einwanderungsland Dequalifizierung und Diskriminierung im Beruf ausgesetzt sind, innerhalb der Familie einen Statusverlust hinnehmen müssen. Dieser Zusammenhang ließ sich in unserer Studie nicht finden, aber auch hier klingt oft eine allgemeine Verantwortungslosigkeit der Väter ihren Familien gegenüber durch:

»Es war halt am Anfang ihrer Ehe halt schwer und es waren beide noch jung, naiv und es war halt so, dass mein Vater nicht wirklich gearbeitet hat, und meine Mutter hat halt gesehen, dass das kein Ende haben wird und es in der Türkei damals halt sehr schwierig war, allein als Frau irgendwie eine Existenz aufzubauen, und sie hat sich gedacht, also eher war das der Wunsch von meinem Opa, dass sie, dass sie dann nach Wien kommt und dass sie ihr Leben sozusagen rettet« (Kayra, 18).

Die Töchter beschreiben ihre Beziehungen zu den Vätern als weniger intensiv als jene zu den Müttern, weil die Mütter trotz ihrer Berufstätigkeit eine Schlüsselfunktion im Familiengefüge einnehmen, während die Väter fast ausschließlich auf die Rolle des Familienernährers reduziert sind.

Trotzdem können zwei verschiedene Vaterrollen unterschieden werden – »die Unterstützer« und die »zusätzlichen Kinder«. »Die Unterstützer« übernehmen einen Teil der Verantwortung, beispielsweise Hilfe im Haushalt, auch wenn die Mütter den Hauptteil der Familienorganisation bewältigen. Die »zusätzlichen Kinder« werden als Männer dargestellt, auf die sich die Ehefrauen nicht verlassen können. Sie stellen eher eine zusätzliche Belastung dar und ihre Töchter bringen ihnen wenig Respekt entgegen:

»... Er (der Vater, Anm. der Autorinnen) ist ein wirklicher Träumer Und deswegen ist dann immer meine Mutter die Person, die das mit Geld und so übernimmt und diese großen Entscheidungen, weil mein Vater ist mehr Kind als ich ...« (Zeliha, 16).

Generell wird die Beziehung zum Vater als freundschaftlich beschrieben. Lediglich ein Mädchen zeichnet das Bild eines strengen, autoritären Vaters, in allen anderen Familien wird die Mutter als strenger empfunden. Weil Aushandlungsprozesse über die Mütter abgewickelt werden, sind sie auch diejenigen, die Verbote aussprechen.

In vorliegender Untersuchung zeigt sich zudem ein Unterschied zwischen Töchtern und Söhnen aus den interviewten Familien: Die Söhne bzw. Brüder können als »Verweigerer« im Hinblick auf die Ausbildung betrachtet werden. Sie streben seltener höhere Bildung an und brechen häufiger ihre Ausbildungen ab. Einige Mädchen formulieren, dass sie von den Eltern mehr unter Druck gesetzt werden als ihre Brüder. Diese Einschätzung hängt mit der generellen Beobachtung zusammen, dass Burschen/ jungen Männern weniger Verantwortung übertragen wird. Aus diesem Grund genießen sie mehr Autonomie und fällt jungen männlichen Familienmitgliedern die Entscheidung leichter, auszubrechen oder sich zu verweigern. Wenn von Brüdern berichtet wird, dann sind sie meist diejenigen, die Ausbildungswege abgebrochen haben oder Bildung generell ablehnen. Die interviewten Mädchen hingegen tendieren alle eher dazu, die Erwartungen der Eltern erfüllen zu wollen und stehen daher zum Teil enorm unter Druck:

»Mein Bruder war immer schon faul, was die Schule angeht, also ich war immer schon die, die mehr für die Schule getan hat ... Die Schule war nie etwas für ihn, ja gut, er hat dann, also er hat dann angefangen mit dem Aufbaulehrgang und ja, dann hat er einfach gesehen, dass es nicht geht, und dann hat er aufgehört, ich weiß auch nicht, warum« (Pekay, 17).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Väter im Familienverband eher eine marginale Rolle einnehmen. Ihre Hauptaufgabe besteht in der Ernährung der Familie, in Erziehungsfragen sind sie wenig eingebunden. Die Brüder und Söhne werden in erster Linie als Ausbildungsverweigerer dargestellt, die im Haushalt weniger familiäre Pflichten zu erfüllen haben als ihre Schwestern.

Rolle der Töchter

Die befragten Töchter übernehmen ebenso häufig wie ihre Mütter seit ihrer frühen Kindheit Verantwortung für die Geschwister und im Haushalt, weil die Eltern wegen ihrer Berufstätigkeit wenig Zeit zu Hause verbringen:

»Ich musste früh erwachsen werden. Hab eben wie gesagt in der Volksschule schon angefangen, den Haushalt teilweise zu managen und hab mich um meine kleine Schwester gekümmert und hab, sagen wir mal, schnell erwachsen werden müssen« (Burcin, 26).

Die Befragten stehen diesem frühen Erwachsen-Werden ambivalent gegenüber. Einerseits bedauern sie die mangelnde Zeit ihrer Eltern, andererseits bildet aber die Eigenständigkeit eine Quelle für das Selbstbewusstsein der Mädchen.

Trotz der familiären Verpflichtungen kommt den Töchtern in erster Linie die Rolle von »Aufstiegsverwirklicherinnen« zu, was die meisten migrationssoziologischen Befunde nicht in dieser Deutlichkeit herausstreichen (siehe dazu etwa Esser 1990b, Wilpert 1993). Sie selbst bezeichnen sich als Beraterinnen und Unterstützerinnen der Eltern und Geschwister, sind jedoch mehr auf ihr eigenes Leben konzentriert als ihre Mütter.

Die interviewten Töchter definieren die Beziehungen zu ihren Eltern in erster Linie als freundschaftlich und egalitär, wobei sie zwischen Vätern und Müttern keinen bedeutenden Unterschied machen. Trotzdem meinen sie, mehr Zeit mit den Müttern zu verbringen. Obwohl alle Töchter ihre Beziehungen zu den Eltern grundsätzlich als freundschaftlich definieren, können sie nach der Form der Beziehung in verschiedene Gruppen eingeteilt werden.

Die erste Gruppe der *Ernst-Genommenen* artikuliert das Gefühl, gleichwertig in die Entscheidungsfindungen innerhalb der Familie eingebunden zu sein und sich von den Eltern respektiert zu fühlen. Zu diesen Interviewpartnerinnen zählen eher die älteren unter den befragten Töchtern:

»Ich bin eigentlich zu Hause die Person ... eine Beratungsstelle – von meinem Vater, von der Mutter, von meinen Geschwistern, also jeder hat irgendwelche Sachen, mit denen sie sich an mich wenden, und ich hab das auch schon gemerkt, dass, wenn ich einmal ein paar Tage nicht zu Hause bin, dann stehen sie so irgendwie im Leeren« (Bahar, 23).

Die *Nicht-Ernst-Genommenen* artikulieren einerseits, dass sie sich eingeschränkt fühlen, und meinen andererseits, von den Eltern nicht (oder nur teilweise) ernst genommen zu werden. Diese Gruppe setzt sich vorwiegend aus jüngeren Interviewpartnerinnen zusammen: Die Mädchen empfinden die Beziehung zu den Eltern zwar als freundschaftlich, allerdings beschreiben sie im Gegensatz zu den Töchtern der ersten Gruppe keine egalitären Verhältnisse. Einige Eltern der Töchter aus dieser Gruppe konstruieren eine feindliche Außenwelt, um eine relativ starke Kontrolle über ihre Kinder zu legitimieren. Dabei werden vor allem Töchter kontrolliert, weil ihnen nicht zugetraut wird, sich gegen vermeintliche Gefahren zu wehren – eine Einstellung, die von den Töchtern reproduziert wird (siehe dazu Dilaras Aussagen über die Gefahren des öffentlichen Raums in Kapitel 3.1.3 *Allgemeine Einschränkungsempfindungen im Vergleich*, S. 461).

Boos-Nünning (1986) und Riesner (1995) diskutieren eine verstärkte Kontrolle von Eltern in der Migrationssituation im Kontext einer Entwicklung, in der Eltern Werte und Normen bedroht sehen. Boos-Nünning (1986) bemerkt unterschiedliche Tendenzen – zum einen Autoritätsverlust der Väter und zum anderen verstärkte Kontrolle, vor allem von Mädchen. Sie konstatiert allerdings, dass diese einander scheinbar widersprechenden Entwicklungen nur auf den ersten Blick bestehen. Türkischstämmigen Mädchen würden vielmehr in allen Punkten größere Freiheiten erlaubt, die nicht »die Rollen- und Autoritätsstruktur der Familie oder grundlegende türkische Normen gefährden« (Boos-Nünning 1986, 80).

Die dritte Gruppe ist jene der *Kritikerinnen*, die zwar das Verhältnis zu ihren Eltern als gut beschreibt und sich ernst genommen fühlt, aber ihre Eltern aufgrund ihrer Einstellung kritisiert:

»Ahm, mit meiner Mutter hab ich nicht wirklich viele Gemeinsamkeiten. Ich weiß nicht, ich nehme einmal an, dadurch dass ich in Wien aufgewachsen bin und dass sie eher in der Türkei und im Dorf aufgewachsen ist, kann sie manches nicht verstehen, obwohl meine Mutter ist schon wirklich verständnisvoll ... Da gibt sie sich schon ziemlich viel Mühe, aber ich weiß nicht, es ist eher so, das, was sie von ihren Eltern gesehen hat, kann sie ja nur weitergeben, ich mein', sie gibt sich Mühe, aber es klappt irgendwie nicht halt. Sie ist relativ anders aufgewachsen als ich. In anderen Umständen, in einer anderen Kultur und ...« (Zeliha, 16).

Die Beziehungen zu Elternteilen, die in Österreich aufgewachsen sind, werden als besonders harmonisch beschrieben. Das Verhältnis wird deshalb als besser und friktionsfreier definiert, weil die Werthaltungen und Normen der Eltern stärker den eigenen entsprechen. Es liegt die Vermutung nahe, dass die interviewten Mädchen in diesem Bereich unbewusst Außenzuschreibungen der Mehrheitsgesellschaft reproduzieren. Nach Apitzsch (1999, 11) übernehmen Eigenbiographien eine Verbindungsfunktion zwischen Makro- und Mikrostrukturen, zwischen dem eigenen Leben und »der Gesellschaft«. Das Erzählen der eigenen Lebensgeschichte ermöglicht es, sich selbst zu verorten. Dieses Modell kann ebenso auf die Zuschreibungen gegenüber anderen Personen übertragen werden: Wenn die interviewten Töchter Elternteilen, die in der

Türkei aufwuchsen, andere Eigenschaften zuschreiben als jenen, die in Österreich sozialisiert wurden, verorten sie sich damit auch selbst und – in Abgrenzung zum jeweiligen Elternteil – als »mehr österreichisch«.

Zusammenfassend lässt sich aus diesen Ergebnissen schließen, dass die Geschlechterrollen eine starke Verantwortung der Frauen für die Familie mit sich bringen. Die interviewten Mütter sind aufgrund ihrer Sozialisation in die ihnen zugewiesenen familiären Rollen eher dazu bereit, Verantwortung zu übernehmen, als Männer – ein Muster, das sich bei den Töchtern ebenfalls zeigt. Generell sind die Beziehungsstrukturen zwischen Eltern und Töchtern von einem »Reziprozitätsprinzip« geprägt. Die Mehrheit der interviewten Töchter artikuliert Verpflichtungsgefühle gegenüber den Eltern, weil sie diese unter Erbringung großer Opfer versorgt haben. Sie wollen beispielsweise die Erwartungen ihrer Eltern nicht enttäuschen. Trotzdem kann bei den Töchtern eine Zunahme des Individualismus bemerkt werden, was sich z. B. im Wunsch nach mehr Autonomie zeigt.

3.2.2 Bildung als Aufstiegsinstrument – Zukunftspläne und -erwartungen

Erwartungen der Mütter an die Bildung der Töchter

Sehr wichtig ist den interviewten Müttern zum einen, dass die Töchter einen Beruf haben, der ihnen die Unabhängigkeit von einem Mann gewährleistet. Zum anderen empfinden die Mütter ihre eigene gesellschaftliche Position als nicht zufriedenstellend und führen verschiedene Motive dafür an, dass die Töchter eine gute Ausbildung absolvieren sollen.

Folgende Tabelle illustriert die verschiedenen Funktionen von Bildung und die Gründe, warum die Mütter sie für wichtig halten.

Tabelle 1: Funktionen von Bildung für die Mütter

Funktionen von Bildung	Persönliche Motive der Mütter
Bildung als <i>Instrument für sozialen Aufstieg</i>	Mütter empfinden die eigene gesellschaftliche Position als nicht zufriedenstellend und wünschen ihren Töchtern ein »besseres Leben«
Bildung als <i>Schutz vor Mehrfachbelastung</i>	Mütter erleben sich als mehrfach belastet durch Familienarbeit, Erwerbsarbeit und die Situation als Migrantinnen – sie erhoffen für ihre Töchter aufgrund deren besserer Ausbildung einen Beruf, der sie weniger belastet
Bildung als <i>Rehabilitationsinstrument</i>	Mütter wollen der von der Mehrheitsgesellschaft erfolgenden Stereotypisierung von kopftuchtragenden Migrantinnen entgegenwirken
Bildung als <i>Kompensation</i>	Mütter konnten selbst keine weiterführende schulische Ausbildung absolvieren

Die meisten Mütter sprechen die Funktion von Bildung als Instrument an, um sozialen Aufstieg zu erreichen, was sie immer mit der eigenen schlechten Lebenssituation begründen:

»Was sind deine Erwartungen und Wünsche an deine Tochter?«

»... Sie soll einen guten Beruf erlernen, den sie will, und sie soll dann auch machen, was sie will. Zumindest soll sie nicht das machen, was ich gemacht habe. Oder die problemreichen Zeiten erleben, die ich erlebt habe« (Deryas Mutter, 35).

In Zusammenhang mit dem Wunsch nach verringerter Mehrfachbelastung steht bei den Müttern auch der Wunsch, ihre Töchter sollten eine möglichst gute Ausbildung erhalten, um später nicht – wie sie selbst – zusätzlich zur Reproduktionsarbeit eine anstrengende Erwerbsarbeit verrichten zu müssen:

»Bub und Mädchen, beide sind für mich gleich. Aber wenn die Tochter studiert, dann ist es besser, damit sie in Zukunft nicht leiden muss. Ich meine, wenn sie ihre finanzielle Freiheit hat, dann ist es anders. Deshalb möchte ich noch mehr, dass die Tochter studiert. Ich meine, der Sohn kann in Zukunft, es ist freilich auch für den Sohn dasselbe, aber der Sohn kann irgendwo arbeiten, ich weiß nicht. Er kann als Bauarbeiter arbeiten oder eine schwere Arbeit verrichten. Aber das Mädchen nicht. Sie wird einerseits draußen arbeiten, einen schweren Job haben und am Abend heimkommen und zu Hause weiterarbeiten. Deshalb möchte ich, dass sie studiert, umso mehr« (Zelihas Mutter, 33).

Eine andere wichtige Funktion, die besonders religiöse Mütter der Bildung zuschreiben, besteht darin, eine gut ausgebildete Tochter zu haben, die gängige Stereotype entkräften kann:

»Und ihr Studium, das ist sehr wichtig für mich. Und ich möchte nicht, weil es heißt, wenn man ein Kopftuch trägt, sieht man eigentlich in der Öffentlichkeit oft, dass man uns als Analphabeten anerkennt. Es ist mein größter Wunsch, dass sie zu etwas wird, wo man mit dem Finger vorzeigen kann aha, mit Kopftuch ist man auch gescheit ... Mein größter Wunsch ist, sie soll einmal zu etwas bringen und wo sie ihre ganzen mit also, wo sie die ganzen Frauen mit Kopftüchern retten kann. Ich will nicht die Kopftuchweiber sind so, oder tun nur das, was die Männer befehlen, das ist nicht wahr ...« (Selmas Mutter, 41).

Außerdem wünschen sich die Mütter eine gute Ausbildung für ihre Töchter, weil viele selbst dazu gezwungen waren, ihre eigene Schulausbildung vorzeitig abzubrechen. Deshalb verspüren die interviewten Frauen den Drang, an ihren Töchtern das wieder gutzumachen, was ihnen selbst verwehrt geblieben ist:

»Mein größter Wunsch war, Krankenschwester zu werden. Damals hatten wir eine Nachbarstochter, die nach XXX (Anonymisierung durch die Autorinnen) ging. Wir waren im Dorf. Sie (eine Freundin, Anm. der Autorinnen) ging dort hin, sie sagte zu meinem Großvater und flehte ihn an, bitte Haci, Großvater, lass mich die XXX (Dilaras Mutter, Anm. der Autorinnen) auch mitnehmen, sie soll auch studieren, gemeinsam mit mir. Er wollte nicht, er sagte nein. Er meinte, ich würde dann kein Kopftuch mehr tragen.

Er war sehr dagegen, dass sich Frauen nicht verhüllten. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Sie wissen – die Älteren sind halt so« (Dilaras Mutter, 44).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass für die Mütter die kompensatorische Funktion der Bildung am wichtigsten ist. Bildung als Instrument für sozialen Aufstieg stellt eine Kompensation für die eigenen abgebrochenen Ausbildungen und die als nicht zufriedenstellend empfundene gesellschaftliche Position dar. Bildung als Schutz vor Mehrfachbelastung zeigt dabei die zusätzliche Belastungsebene für Frauen auf. Bildung als Rehabilitationsinstrument schließlich soll Diskriminierungserfahrungen ausgleichen.

Bildungspläne der Töchter

Bildung erwies sich in den Interviews als bestimmendes Thema, wobei Töchter ihre Ausbildungspläne durchaus ambivalent darstellen.

Tabelle 2 fasst die verschiedenen Funktionen von Bildung zusammen, die für die Töchter auf mehreren Ebenen wichtig ist und ebenfalls stark mit sozialem Aufstieg verknüpft wird.

Tabelle 2: Funktionen von Bildung für die Töchter

Funktionen von Bildung	Persönliche Motive der Töchter
Bildung als <i>Instrument für sozialen Aufstieg</i>	Töchter empfinden das Leben und die Arbeitssituation der Mütter als anstrengend und wollen in bessere Positionen am Arbeitsmarkt aufsteigen
Bildung als <i>Mittel, um Erwartungen der Eltern zu erfüllen</i>	Töchter antizipieren die Erwartungen der Eltern, »gesellschaftlichen Erfolg« zu haben
Bildung als <i>Absicherungsinstrument</i>	Töchter artikulieren zum Teil Zukunftsunsicherheiten und wollen abgesichert leben
Bildung als <i>Selbstverwirklichungsinstrument</i>	Töchter betrachten ihre Ausbildung als Chance für persönliche Entfaltungsmöglichkeiten

Die Töchter können bezüglich ihrer Zukunftspläne in mehrere Gruppen eingeteilt werden – in eine *stark aufstiegsorientierte*, eine *individualistische* und eine *stark von Unsicherheiten geprägte* Gruppe. Die erste Gruppe betrachtet die Ausbildung als Instrument für einen sozialen Aufstieg – dazu zählen auch jene Mädchen, die Bildung als Mittel betrachten, um elterliche Erwartungen zu erfüllen, sowie diejenigen, die Bildung als Absicherungsinstrument definieren.

Mädchen aus der *stark aufstiegsorientierten Gruppe* sind an beruflichem Erfolg und sozialem Aufstieg orientiert, der erarbeitet werden muss. Interessant ist bei dieser Gruppe allerdings, dass sie die Erfolgsorientiertheit selten in Bezug auf sich selbst artikuliert, sondern vor allem im Zusammenhang mit dem sozialen Umfeld. Diese Außenprojektion von Ehrgeiz und Erfolgswillen lässt einen Rollenkonflikt zwischen »weiblicher Zurückhaltung und Bescheidenheit« sowie eigener und von den Eltern erwarteter »Erfolgsorientiertheit« vermuten. Gut nachvollziehbar werden diese Über-

legungen anhand der Antworten zweier schulisch äußerst erfolgreicher und ehrgeiziger Mädchen, die nach den Eigenschaften der zukünftigen Ehemänner gefragt wurden:

»... Dass er, dass er auch arbeiten geht, also dass er auch was in seinem Leben weiterbringt, nicht dass er ein Faulenzer oder ein Schmarotzer ist, das kann ich nicht ausstehen« (Manolya, 17).

»Ja, er sollte, er sollte auch ein selbstständiger Mensch sein, und ahm, ich finde, er sollte auch erfolgreich sein, das ist schon wichtig für mich. Weil, ich mag einfach Leute nicht, die einfach so in den Tag hineinleben, das ist voll nicht mein Ding« (Pekay, 17).

Weiters sind dieser Gruppe die Mädchen zuzuordnen, die durch den eigenen Erfolg den Erwartungen der Eltern entsprechen wollen:

»Ja und mein Vater – für ihn war das Oberste, dass wir uns bilden. Also Bildung steht über alles. Also ich glaube, ich hätte eigentlich jeden Beruf erlernen können, wenn ich wirklich dahinter gestanden wäre, wären sie auch hinter mir gestanden. Natürlich haben sie sich mehr gefreut, wenn ich einen akademischen Weg oder einfach Richtung Matura gegangen bin und nicht einen Lehrberuf ergriffen habe, ja ich glaub', das waren einfach so die Hauptaspekte« (Burcin, 26).

Letztlich sind zu dieser ersten Gruppe auch diejenigen Töchter zu zählen, die Zukunftsängste artikulieren und sich durch eine gute Ausbildung einen abgesicherten Platz in der Gesellschaft versprechen. Dies ist allerdings mit einer gewissen Verunsicherung verbunden, die daraus resultiert, dass Selbstverwirklichung und Absicherung im Leben als zwei unvereinbare Dinge betrachtet werden:

»Und ja, diese Krise hab ich jetzt. Dass ich nicht wirklich weiß, wie ich dann ein Studium anfangen soll, das mich wirklich nur interessiert und dann wahrscheinlich Jobchancen gleich null sind, oder ob ich wirklich was machen soll, was eher wirtschaftlicher ist und wo ich halt sicher sein kann, dass ich was krieg'« (Kayra, 18).

Die zweite Gruppe ist die *individualistische*. Diese Mädchen betrachten die Ausbildung nicht als Instrument zur Sicherung eines sozialen Aufstiegs, sondern als Instrument zur Selbstverwirklichung. Ausbildungsentscheidungen treffen diese Interviewpartnerinnen völlig autonom und handeln sie mit sich selbst aus:

»Warum hast du dich für Turkologie entschieden?«

»Hm, ja, also, das ist nicht meine erste Studienrichtung ..., das Jus-Studium war für mich reizvoll ..., aber ich hab gemerkt, dass es dann doch nichts für mich ist. Dann bin ich umgestiegen aufs Lehramt Englisch und Mathematik, aber das war auch nicht so wirklich das, was ich mir vorgestellt hab Und für Turkologie hatte ich immer schon ein Interesse ... und dann hat sie (eine Bekannte, Anm. der Autorinnen) mir über das Studium ein bisschen erzählt, und dann bin ich einfach selbst hierher gekommen und hab mich noch informiert. Und dann hab ich gewusst: Ja, das ist das, was ich will!« (Bahar, 23).

Wie dargestellt wurde, ist Bildung für die Töchter in den ersten beiden Gruppen demnach sowohl ein Instrument zum sozialen Aufstieg und zur Absicherung als auch ein Mittel zur Erfüllung der Elternerwartungen und zur Selbstverwirklichung.

Schließlich lässt sich noch eine letzte Gruppe differenzieren, die nicht in das oben dargestellte Schema passt: Es ist dies eine *von Unsicherheiten geprägte Gruppe*, die am liebsten aus der als erdrückend empfundenen Lebenssituation ausbrechen würde. Diese Mädchen artikulieren einerseits Versagensängste, andererseits eine Ablehnung der von ihnen erwarteten »Erfolgsgeschichte«:

»Manchmal ist es schon irgendwie beschissen, weil es ist alles irgendwie so, als ob es irgendwie geplant wär', also so wie es sich gehört, also Studium, dann ein, zwei Jahre hab deinen Spaß, und dann heirate und dann dies und dann das, aber manchmal frage ich mich, ob ich mit 18 einfach nur den Rucksack nehm' und mal irgendwas anderes mach' und so. Ich weiß es nicht wirklich« (Zeliha, 16).

4. Übernahme von Einstellungen und Veränderungen zwischen den Generationen

Im zusammenfassenden Schlusskapitel werden einerseits Transmissionsprozesse herausgearbeitet, in denen Werte, Einstellungen und Überzeugungen von der ersten auf die zweite Generation übertragen wurden. Andererseits erfolgt die Darstellung intergenerationaler Veränderungen, die aus dem Datenmaterial gefiltert werden konnten.

Für *soziodemographische Merkmale und Lebensverläufe von Müttern und Töchtern* konnten bedeutende Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten zwischen Müttern und Töchtern festgestellt werden. Während die Mütter überwiegend mit vielen Geschwistern und in ländlichen Gebieten der Türkei aufwuchsen, verbrachte der Großteil der Töchter ihre Kindheit in kleineren Familien und in einem städtischen Umfeld in Österreich. Die Mütter konnten ihre Ausbildungswünsche nicht verwirklichen – ihre Töchter haben hingegen in Österreich die Gelegenheit dazu (wenn auch mit Hindernissen). Die Heirat der Mütter erfolgte in jungen Jahren, während die Töchter ihre Familiengründung auf die Zeit nach der Ausbildung verschieben. Die Mütter erleb(t)en aufgrund der Migration schlechte Wohn- und Arbeitsverhältnisse und beschreiben den Mangel an Deutschkenntnissen zum Teil nach wie vor als problematisch. Der Spracherwerb der Töchter erfolgte durch ihre Sozialisation in Österreich meist unkompliziert. Gemeinsamkeiten ergeben sich vor allem bezüglich der Rolle innerhalb der Familie. Sowohl Mütter als auch Töchter tragen viel Verantwortung, einerseits für ihre Herkunfts- und andererseits für ihre eigenen Familien.

Bei artikulierten *Einschränkungsempfindungen* unterscheiden sich die interviewten Mädchen von den Müttern dahingehend, dass einige das strenge Verbot von vorehelichen Beziehungen kritisieren. Diese Maßnahme kann dabei aus der Elternperspektive einerseits mit traditionalistischen Verhaltensmustern erklärt werden, andererseits damit, dass Beziehungen nach Meinung der Eltern eine Bedrohung für erfolgreiche Ausbildungskarrieren darstellen. Beide Einstellungen werden dabei von den interviewten

Töchtern übernommen: Der Großteil der Mädchen spricht davon, dass sie zuerst die Ausbildung beenden wollen, bevor sie an eine Beziehung und Familiengründung denken könnten.

Außerdem steht für beinahe alle interviewten Töchter fest, dass sie vor ihrer Hochzeit keine sexuelle Beziehung eingehen werden, und sie verknüpfen diese Überzeugung mit ihrer Selbstwertschätzung. Bei dieser Sichtweise werden von den Mädchen patriarchalisch-männliche Außenzuschreibungen insofern reproduziert, als Geschlechtsverkehr für Frauen als etwas definiert wird, für das sich eine Frau »zu schade« sein kann. Unklar ist allerdings, ob das Jungfräulichkeitsgebot tatsächlich rein traditionell begründet ist oder auch mit den Aufstiegsaspirationen der Eltern zusammenhängt, die voreheliche Beziehungen als Bedrohung für erfolgreiche Ausbildungsverläufe betrachten. Boos-Nünning (1986) konstatiert, dass Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund einer verstärkten Kontrolle in der Migrationssituation ausgesetzt sind. Betroffen sind Verhaltensweisen, die von den Eltern als normen- und wertebedrohend empfunden werden. Die Mütter betonen, dass ihre Töchter mehr Freiheiten haben als sie selbst in deren Alter. Dies deutet darauf hin, dass sie unter Einschränkungen zu leiden hatten. Die Veränderungen zwischen Müttern und Töchtern lassen sich dabei nur zum Teil auf die Migrationssituation zurückführen, da auch der Generationenwechsel eine Rolle spielt. Die Mädchen selbst erwähnen Einschränkungsempfindungen in erster Linie in Verbindung mit Druckgefühlen bei ihrer Ausbildung. Gleichaltrige Jugendliche ohne Migrationshintergrund werden als freier beschrieben, bei anderen Mädchen türkischer Herkunft nehmen sie stärkere Einschränkungen wahr.

Die *Beziehungsstrukturen* zwischen Eltern und Kindern sind von einem »Reziprozitätsprinzip« geprägt. Dies äußert sich bei den interviewten Töchtern darin, dass sie häufig Verpflichtungsgefühle gegenüber den Eltern artikulieren, da sie von diesen aufgezogen wurden. Hier zeigt sich eine deutliche Übernahme von Einstellungen der Elterngeneration, in der diese Vorstellung ebenfalls fest verankert ist. Trotzdem kann ein zunehmender Individualismus der Töchter bemerkt werden: Sie definieren sich zum Teil als Unterstützerinnen ihrer Eltern und als für die Geschwister verantwortlich, sind aber dennoch sehr auf das eigene Leben konzentriert. Sie übernehmen Verantwortung für Geschwister, jedoch nicht in jedem Lebensbereich, und grenzen sich damit zum Teil auch sehr stark von den Verhaltensweisen der Mütter ab, die sich laut einigen Töchtern zu viel für die Familie aufopfern.

Die Literatur über *Familienrollen und Familienstrukturen* verweist übereinstimmend auf die große Bedeutung des schulischen Erfolgs der Kinder für Eltern aus der ersten MigrantInnengeneration (Wilpert 1980, Boos-Nünning 1986, Esser 1990a und b, Boos-Nünning 1994b, Düzgün 1996, Gültekin 2003, Boos-Nünning/ Karakasoglu 2005). Diese Einschätzung konnte in unserer Studie bestätigt werden. Eine interessante Modifikation der vorherrschenden Einschätzungen ergibt sich allerdings aus der Tatsache, dass es hier vor allem die Töchter sind, über die der soziale Aufstieg erfolgen soll, während die Söhne eher als Verweigerer behandelt werden. Die interviewten Töchter haben in erster Linie die Rolle von »Aufstiegsverwirklicherinnen« inne. Die befragten Mütter legen alle sehr großen Wert auf die Ausbildung ihrer Töchter – eine Einstellung,

die die Töchter nicht nur antizipieren, sondern auch übernehmen. Trotz dadurch entstehender Druckgefühle sind die (meisten) Töchter prinzipiell mit dem Modell des sozialen Aufstiegs durch Bildung einverstanden. Ausnahmen stellen jene dar, die sich nicht in der Lage fühlen, den Erwartungen zu entsprechen, und die aus diesem Grund starken Druck von Seiten der Eltern spüren und Ausbruchsgedanken hegen. Trotzdem werden die Erwartungen der Mütter nicht ausschließlich und in allen Bereichen übernommen.

Bei einigen interviewten Mädchen zeigt sich eine deutliche Verschiebung der Wertigkeiten vom Modell des sozialen Aufstiegs durch Ausbildung zum Wunsch nach autonomer Selbstverwirklichung. Dabei lassen sich die opponierenden Mädchen wiederum in zwei Gruppen unterteilen: diejenigen, die ihre Ausbildung als ein Selbstverwirklichungsinstrument betrachten, und diejenigen (jüngeren), die über einen Ausbildungsabbruch nachdenken. Daher können die Töchter bezüglich der eigenen Ausbildungsaspirationen in die oben beschriebenen Gruppen der Aufstiegsorientierten, individualistischen Selbstverwirklicherinnen und der unsicheren »Ausbildungsverweigerinnen« eingeteilt werden, wobei nur die ersten beiden Gruppen die Einstellungen der Eltern reproduzieren.

Wenn die interviewten Mütter *Wünsche und Pläne* äußern, die sich ausschließlich auf das eigene Leben beziehen, so sprechen sie häufig davon, in die Türkei zurückkehren zu wollen. Dabei betonen sie, dass sie sich in Österreich nie heimisch gefühlt hätten. Für die interviewten Töchter stellt eine Rückkehr in die Türkei – mit einer Ausnahme – keine Option dar. Sie sind in Österreich sozialisiert worden, definieren sich als »österreichische Türkinnen« und können sich ein Leben in der Türkei aus diesem Grund schwer vorstellen. Die Töchter weisen damit zum Großteil Mehrfachidentifikationen auf und definieren sich selbst – im Gegensatz zu den Müttern – als einem »transnationalen Raum« zugehörig, wobei sich allerdings kaum eine stärker an der Türkei als an Österreich orientiert (zu transnationalen Zugehörigkeiten allgemein: Jackson et al. 2004; für Österreich auch: Scheibelhofer 2005). Das Ansteigen der Fremdenfeindlichkeit beobachten viele der interviewten Töchter mit großer Sorge und sie äußern häufig entsprechende Zukunftsängste. Wie Kessler (1995) und Robertson (2000) in ihrem multikulturellen Ansatz definieren die Befragten Integration als einen wechselseitigen Prozess und nicht als Bringschuld der MigrantInnen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Studie mehrere spannende Ergebnisse lieferte. Erstens stellt sie aufgrund ihres Fokus auf gut ausgebildete Töchter eine Ergänzung zu den bislang rar gesäten Untersuchungen über BildungsaufsteigerInnen mit Migrationshintergrund dar. Zweitens lieferten gerade die Bildungsaspirationen der Mütter überraschende Erkenntnisse. So stellte sich heraus, dass Töchter generell als diejenigen betrachtet werden, die das Familienprojekt »Aufstieg im Einwanderungsland« fortführen sollen, während ältere Untersuchungen eine Verheiratung der Töchter (z. B. Neumann 1986) als vorrangiges Ziel der Eltern betrachten. Darüber hinaus geben die interviewten Mütter deutlich den Faktor »Mehrfachbelastung von Frauen« als Grund für eine notwendige Ausbildung der Töchter an, während die Söhne nach Ansicht der Mütter auch schwerere körperliche Arbeit verrichten könnten.

Interessant ist zudem die »Umdeutung« des vorehelichen Sexualitätstabus, die sich in unterschiedlichen Begründungen zeigt. Zum Teil thematisieren die Töchter offen den Selbstwert und damit die notwendige »Reinheit« einer Frau, zum Teil nennen sie hingegen die Ausbildung als Motiv für ein notwendiges Aufschieben der Beziehung. Dabei werden eindeutig Einstellungen der Eltern übernommen, die Beziehungen als Teil einer vom Erfolg ablenkenden Außenwelt definieren.

Der dritte Punkt, der Befunde der Literatur ergänzt, betrifft Einflussfaktoren auf Ausbildungswege der interviewten Mädchen. Hier zeigt sich, dass tendenzielle Schulfälle und sprachliche Probleme der Eltern, gepaart mit Diskriminierungsformen in der Schule, zu einer Ausschulung führen können. Interkulturelle MediatorInnen in Schulen könnten derartigen Entwicklungen entgegensteuern.

Die hier angesprochenen Themenbereiche umfassen interessante Fragestellungen, die in weiterführenden migrationssoziologischen Forschungsprojekten bearbeitet werden könnten.

Literatur

- Apitzsch, Ursula (1999) *Traditionsbildung im Zusammenhang gesellschaftlicher Migrations- und Umbruchsprozesse*. In: Apitzsch, Ursula (Hgin) *Migration und Traditionsbildung*. Wiesbaden, 7–20.
- Badawia, Tarek (2003) »Der dritte Stuhl« – Eine Entwicklungsperspektive für Immigrant*innen-jugendliche aus einem Ethnisierungsdilemma. In: Badawia, Tarek u. a. (HgInnen) *Wider die Ethnisierung einer Generation – Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung*. Frankfurt a. M., 131–147.
- Berry, John W. (1992) *Acculturation and Adaption in a New Society*. In: *International Migration*, Nr. 30, 69–85.
- Blohm, Michael/Diehl, Claudia (2001) *Wenn Migranten Migranten befragen. Zum Teilnahmeverhalten von Einwanderern bei Bevölkerungsumfragen*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Nr. 3, 223–242.
- Boos-Nünning, Ursula (1986) *Lebenssituation und Deutungsmuster türkischer Mädchen in der BRD*. In: Yakut, Attila/Reich, Hans H. (Hg.) *Zwischen Elternhaus und Arbeitsamt. Türkische Jugendliche suchen einen Beruf*. Berlin, 76–107.
- Boos-Nünning, Ursula (1994a) *Die Definition von Mädchen türkischer Herkunft als Außen-seiterinnen*. In: Nestvogel, Renate (Hgin) *Fremdes und Eigenes aus Frauensicht*. Frankfurt a. M., 165–185.
- Boos-Nünning, Ursula (1994b) *Türkische Familien in Deutschland. Auswirkungen von Wanderungen auf Familienstruktur und Erziehung*. In: Luchtenberg, Sigrid/Nieke, Wolfgang (HgInnen) *Interkulturelle Pädagogik und europäische Dimension. Herausforderungen für Bildungssystem und Erziehungswissenschaft*. Münster/New York, 5–25.
- Boos-Nünning, Ursula/Karaksoglu, Yasemin (2005) *Familialismus und Individualismus. Zur Bedeutung der Familie in der Erziehung von Mädchen mit Migrationshintergrund*. In: Fuhrer, Urs/Usacan, Hacı-Halil (HgInnen) *Familie, Akkulturation und Erziehung*. Stuttgart, 126–150.
- Corbin, Juliet M./Strauss, Anselm L. (1996) *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim.
- Düzgün, Firat (1996) *Die Migration als Belastungsfaktor türkischer Familien*. Hamburg.
- Edthofer, Julia/Obermann, Judith (2006) *Mütter und Töchter – Türkische Immigrantinnen zwischen Ambivalenz und Autonomie*. Forschungsbericht zum Projekt Nr. 9.773 des Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank (Projektleitung: Josef Hochgerner). Wien.

- Esser, Hartmut (1980) *Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse*. Darmstadt.
- Esser, Hartmut (1990a) *Ethnische Differenzierung und moderne Gesellschaft*. In: Esser, Hartmut/ Friedrichs, Jürgen (Hg.) *Generation und Identität*. Opladen, 281–305.
- Esser, Hartmut (1990b) *Nur eine Frage der Zeit? Zur Frage der Eingliederung von Migranten im Generationen-Zyklus und zu einer Möglichkeit, Unterschiede hierin theoretisch zu klären*. In: Esser, Hartmut/ Friedrichs, Jürgen (Hg.) *Generation und Identität*. Opladen, 73–101.
- Franger, Gaby/ Yalcin-Heckmann, Lale (1998) *Editorial*. In: Zeitschrift für interkulturelle Frauenalltagsforschung, Nr. 1 (Junge Türkinnen in Deutschland. Frauen in der Einen Welt), 5–10.
- Gültekin, Neval (2003) *Bildung, Autonomie, Tradition und Migration. Doppelperspektivität biographischer Prozesse junger Frauen aus der Türkei*. Opladen.
- Jackson, Peter et al. (2004) *Transnational Spaces*. London.
- Kelle, Udo/ Kluge, Susanne (1999) *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen.
- Kessler, Michael (1995) *Multikulturalität. Tendenzen, Probleme, Perspektiven im europäischen und internationalen Horizont*. Tübingen.
- Lutz, Helma (1999) »Meine Töchter werden es schon schaffen«. *Immigrantinnen und ihre Töchter in den Niederlanden*. In: Apitzsch, Ursula (Hgin) *Migration und Traditionsbildung*. Wiesbaden, 165–185.
- Matthäi, Ingrid (2004) *Lebenssituation der älteren alleinstehenden Migrantinnen*. Saarbrücken.
- Morokvasic, Mirjana (1987) *Jugoslawische Frauen. Die Emigration – und danach*. Basel/ Frankfurt a. M.
- Nauck, Bernhard (1985) *Arbeitsmigration und Familienstruktur: eine Analyse der mikro-sozialen Folgen von Migrationsprozessen*. Frankfurt a. M.
- Neumann, Ursula (1986) *Ayla A.: Tochter einer Migrantenfamilie*. In: Yakut, Attila/ Reich, Hans H. (Hg.) *Zwischen Elternhaus und Arbeitsamt: Türkische Jugendliche suchen einen Beruf*. Berlin, 439–454.
- Polat, Ülger (1998) *Die soziale Identität türkischer Jugendlicher in Deutschland*. In: Zeitschrift für interkulturelle Frauenalltagsforschung, Nr. 1 (Junge Türkinnen in Deutschland. Frauen in der Einen Welt), 19–31.
- Riesner, Silke (1995) *Junge türkische Frauen der zweiten Generation in Deutschland. Eine Analyse von Sozialisationsbedingungen und Lebensentwürfen anhand lebensgeschichtlich orientierter Interviews*. Frankfurt a. M.
- Robertson, Caroline Y. (2000) *Multikulturalität – Interkulturalität? Probleme und Perspektiven der multikulturellen Gesellschaft*. Baden-Baden.
- Scheibelhofer, Paul (2005) *Zwischen ... zwei Männlichkeiten? Identitätskonstruktionen junger Männer mit türkischem Migrationshintergrund in Wien*. In: SWS-Rundschau, Nr. 2, 208–230.
- Schwann, Karina (2002) *Breakdance, Beats und Bodrum: Türkische Jugendkultur*. Wien.
- Shindeldecker, John (2001) *Türkische Aleviten heute*. Istanbul.
- Stanger, Barbara (1994) *Leben zwischen zwei Stühlen. Türkische Mädchen in Deutschland – ein anwendungsorientiertes Forschungsprojekt*. Hg. vom Förderverband e. V. in Mannheim.
- Viehböck, Eveline/ Bratić, Ljubomir (1994) *Die zweite Generation. Migrantenjüngliche im deutschsprachigen Raum*. Wien.
- Vorhoff, Karin (1995) *Zwischen Glaube, Nation und neuer Gemeinschaft: Alevitische Identität in der Türkei der Gegenwart*. Berlin.
- Wilpert, Czarina (1980) *Die Zukunft der zweiten Generation. Erwartungen und Verhaltensmöglichkeiten ausländischer Kinder*. Königstein.
- Wilpert, Czarina (1993) *Berufskarrieren und Zugehörigkeiten: »Die Töchter der Gastarbeiter« – Europa in Deutschland*. In: Schäfers, Bernd (Hg.) *Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa*. Frankfurt a. M./ New York, 103–113.
- Wölfl, Hedwig (2000) *Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser – Soziale Kontrolle in der türkischen Migrationsgemeinde und ihr Einfluss auf die Denk- und Handlungsspielräume adoleszenter Mädchen*. In: Höfner, Claudia u. a. (Hginen) *Ihr-Land: feministische Beiträge zur Sozialpsychologie*. Wien, 206–221.

Kontakt:

edthofer@ihs.ac.at

judith.obermann@gmx.at